

Sallesche Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

Nr. 509.

für Anhalt und Thüringen.

Jahrgang 192.

Zeitungspreis für Halle und Umgebungen 2,50 Mark, durch die Post bezogen 3 Mark für das Vierteljahr. Die Preisliste enthält wöchentliches, monatliches, vierteljähriges, halbjähriges, jährliches und vierteljähriges Auslandspostporto. Einzelhefte 10 Pfennig.

Montag-Ausgabe.

Einzelheft 10 Pfennig. Preisliste für die halbjährigen Beiträge oben oben unten für Halle 15 Pfennig, außerhalb 20 Pfennig. Preisliste am Schluss der halbjährigen Beiträge die Seite 40 Pfennig. Einzelhefte am Ende der Expedition in Halle a/S. und bei allen bekannten Annoncen-Expeditoren.

Geschäftsstelle in Halle a.S. Leipzigerstr. 27. Telefon Nr. 152.

Montag, 30. Oktober 1899.

Geschäftsstelle in Berlin Brandenburgerstr. 2. Telefon Nr. 92.

Das Flottenprogramm der Regierung.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß Deutschlands Kriegsmarine selbst nach Durchführung des Flottengesetzes noch immer einen recht bescheidenen Platz unter den Flotten der großen Weltmächte einnimmt, wenn, einen weit bescheideneren, als im Interesse der Wahrung unserer Machtstellung zu wünschen wäre. Von verschiedenen Seiten ist dies schon in den letzten Jahren betont worden, aber erst unter Kaiser Nikolaus und nachher, auch jetzt wieder — den ersten Besuchen und Besprechungen, aus dem Zwang der Verhältnisse hervorgehenden Umständen den rechten Anstoß zu geben verstanden und sein Volk darauf hingewiesen, was ihm Noth thue, wenn es das Erbe der Väter wahren und mehren will.

Welchen Weg wir zu beschreiten haben, wenn wir in unserem ersten Anlauf zur Schaffung einer der Stellung des Deutschen Reichs entsprechenden Flotte nicht schon erlangen wollen, bevor noch das Ziel erreicht ist, diesen Weg gekannt und eine überaus wichtige, hoch offizielle Klusung der Nord. Allg. Ztg., welche folgenden Wortlaut hat:

Die Flottenfrage. Wenn einer allgemeinen Verfassung der Marine näherzutreten werden muß, so ergibt sich Ziel und Richtung ihrer Verwirklichung aus dem Flottengesetz. Nach letzterem zerfällt die Marine in zwei Abtheilungen: die heimische Flottenflotte und die Auslandsschiffe, letztere für den europäischen Krieg, letztere für die Vertretung unserer überseeischen Interessen an Ort und Stelle.

Eine Verärgerung der Marine würde sich auf beide Abtheilungen erstrecken müssen. Das Ziel für die Verwirklichung der Flottenflotte ergibt sich aus dem organischen Aufbau derselben. Es muß dem vorhandenen Doppelgattungs- und, bestehend aus dem 1. und 2. Geschwader, allmählich ein zweites Doppelgattungs- und, bestehend aus einem 3. und 4. Geschwader, hinzugefügt werden.

Am möglichst schnell zu einer militärischen Leistung zu kommen, und um soviel als möglich durchführbar zu machen, würde es sich empfehlen, zunächst nur den Bau des dritten Geschwaders, bestehend aus 10 Zerstörern nebst Jägerbooten und Torpedobooten, in Aussicht zu nehmen und als viertes Geschwader das vorhandene Minenpanzergeschwader zu verwenden.

Es kann die Ausrüstungsfrage nicht Maßgabe des Flottengesetzes in den Jahren 1912—1917 erzwungen werden, würde der Erfolg durch weltweite Ereignisse zu erfolgen haben.

Wird man diesen Plan durchführen, so erscheint es zweckmäßig, sobald durch den Etat 1900 der Goldbestand des Flottengesetzes bewilligt ist und die Schiffe im Bau sind, das als 2. Bauprogramm wie in den ersten 3 Jahren des Flottengesetzes beizubehalten, nicht aber die Zahl der großen Schiffe, welche jährlich auf Stapel gelegt werden, zunächst erheblich herabzusetzen, um so den Bau einige Jahre später wieder auf das Dreifache zu steigern. Ein derartiges Vorgehen wird die Finanzen, erfordert eine ruhige und gleichmäßige Entwicklung der Staats- und Privatwirtschaft und stellt auch die Marine erheblich größere Anforderungen als eine planmäßige, stetige Weiterentwicklung.

In Anbetracht umgekehrt, stellen sich die einschlägigen Verhältnisse wie folgt: Nach dem Flottengesetz werden in den ersten drei Jahren (1899—1900) 9 große Schiffe auf Stapel gelegt; die Zerstörer, „Kaiser Karl der Große“, B, C, D, E, F, G, sowie die großen Kreuzer A und B.

Für die letzten drei Jahre des Flottengesetzes sind planmäßig 5 große Schiffe vorgesehen: Erster der Zerstörer, „Bismarck“, „Admiral“, sowie Erster der großen Kreuzer „Kaiser“, „Deutschland“ und „König Wilhelm“.

Da die Schiffe indes infolge Steigerung der Arbeitslöhne und Materialpreise, sowie einiger infolge der Einkommens des spanisch-amerikanischen Krieges notwendig gewordenen Veränderungen theurer werden, müssen, um das Limit invariabel, mehrere Ersatzbauten hinzugegeben werden.

In der zweiten Hälfte des Jahres werden demnach statt 9 große Schiffe nur 2—3 auf Stapel gelegt werden können. In den drei Jahren nach dem Flottengesetz müssen gemäß § 2 des Flottengesetzes erst werden:

1. Die infolge der Vermittlung in der letzten Hälfte des Flottengesetzes zurückgebliebenen Schiffe.
2. Die Zerstörer, „Sachsen“, „Württemberg“ und „Dienstadt“.

Auf die Jahre 1901—1906 kommen mithin 8 große Schiffe oder jährlich 1 1/3 gegenüber jährlich 3 Schiffen in der Zeit von 1898 bis 1900.

In der Periode von 1907—1911 ist nur 1 großes Schiff einzuplanen: die „Kaiserin Augusta“.

der hier erforderlichen starken Materialerfordernisse für 12 Jahre kaum zu niedrig gegriffen sein.

Auf die Jahre 1904—1911 entfallen mithin:

- 1. 6 Ersatzbauten (2 zehrende aus dem „Ergänzen, außerdem „Sachsen“, „Württemberg“, „Kaiserin“, „Kaiserin Augusta“).
- 2. 18 Neubauten (ein drittes Geschwader, einstell. Flottenflaggschiff und Materialerfordernisse: 10 Zerstörer).

Die beiden zu diesem Geschwader gehörigen großen Kreuzer, 6 große Auslandskreuzer, im Ganzen 24 Schiffe auf 8 Jahre vertheilt.

Vor und entrollt sich mithin folgendes Bild: Es müssen jährlich an großen Schiffen in Bau gegeben werden:

- 1. Periode 1901—1903 1,0 Schiff (letzten 3 Jahre des Flottengesetzes).
- 2. Periode 1904—1911 3 Schiffe (Neubauten 18 Schiffe, Ersatzbauten 6 Schiffe).
- 3. Periode 1912—1917 3 Schiffe (Neubauten 3 Schiffe, Ersatzbauten 18 Schiffe).

Für die 17 Jahre (1901—1917) würde es sich nach Vorstehendem um die Stapellegung von 48 oder jährlich 2,8 großen Schiffen handeln, gegenüber über 20 großen Schiffen in den ersten drei Jahren des Flottengesetzes.

Wer eine Verärgerung unserer Marine bis zum Jahre 1917 in dem angegebenen Umfang für erforderlich hält, wird sich der ersten Erwägung nicht entziehen können, ob es nicht richtig ist, nach dem Jahre 1900 das bisherige Bauprogramm beizubehalten und jährlich auf Stapel zu legen.

3 große Schiffe (Zerstörer, Kreuzer).

3 kleine Schiffe (Kleine Kreuzer, Kanonenboote oder Spezialschiffe).

1 Torpedoboot-Division.

Ein derartiges Bauprogramm erscheint sehr wohl ohne neue Steuern durchführbar. Die jährliche Schiffbaukosten würde von durchschnittlich 60 auf durchschnittlich etwa 85 Mill. M. steigen, die jährlichen sonstigen einmaligen Ausgaben von 9 auf 12 Mill. M. für die Steigerung der fortwährenden Ausgaben würde die bisherige Steigerung von jährlich 5 Mill. bei dem allmählichen Ausbau der Marine nur in den ersten Jahren voll in Anspruch genommen werden. Sobald das 3. Geschwader nur um Ersetz der „Kaiserin“-Klasse handelt, wird eine erheblich geringere Steigerung ausreichen.

Bei der Steigerung der einmaligen Ausgaben würde indessen Maßgabe der bisherigen Grundzüge ein sehr erheblicher Theil durch Anleihe gedeckt werden.

Die Frage eines derartigen gleichmäßigen Fortschreitens ist indes nicht nur eine finanzielle, sondern auch für die innere Entwicklung der Marine wichtige, sie ist auch von hoher Bedeutung für die maritime Leistungsfähigkeit des Deutschen Reichs.

Können wir das Limit des Flottengesetzes einhalten und legen in den Jahren 1901—3 im Ganzen nur drei große Schiffe auf Stapel statt neun, so sind wir in den folgenden militärisch um sechs große Schiffe schwächer, und dieser Mangel würde sich erst ganz allmählich wieder ausgleichen.

Die Frage, ob eine planmäßige Verärgerung der Marine in dem angegebenen Umfang innerhalb der nächsten 16 Jahre erforderlich ist, würde zunächst zur Entscheidung gebracht werden müssen.

Würde die Frage von den gelegentlichen Faktoren des Reiches bejaht werden, so kann der Limit-Paragraf des Flottengesetzes kein ausreichendes Hinderniß für die weitere Entwicklung der Marine sein.

Ueber die finanzielle Seite des neuen Flottenprogramms lassen sich die offiziellen „A. B. N.“ mit eingehender Folgendermaßen aus:

Frage nach, welche Mittel zur Deduktion dieses Mehrbedarfs zur Verfügung stehen, so kommt zunächst in Betracht, daß die Einnahmen an Zöllen und Verbrauchssteuern in den Jahren von 1895 bis 1898 von 661,6 auf 782,3 also um 120,7 Millionen Mark oder um 18,3 Prozent gestiegen sind und zwar ohne jegliche Erhöhung der Zölle oder Steuerlöhne. Hält, was bei Aufrechterhaltung des Reichthums fast zweifelhaft ist, die Zunahme der Erträge der Zölle und Verbrauchssteuern von 925, 1906 mit einem solchen von 1081, 1910 von 1281 und 1914 von 1518 Millionen M. zu rechnen. Was will gegenüber einem Mehrertrag allein aus Zöllen und Verbrauchssteuern von 638 Millionen eine Erhöhung der Flottenausgaben um höchstens 88 Millionen Mark im Jahre bedeuten! Dabei ist die Mehreinnahme aus der mit 1903 zu erwartenden Erhöhung des Getreidezolls, welche mit 60 Millionen Mark im Jahre nicht zu hoch berechnet ist, noch ganz in Betracht gezogen.

Übereinstimmend der Mehrertrag der Zölle und Verbrauchssteuern ist fortgesetzt zu erwarten, bezüglich dessen eine internationale Verhandlung noch nur eine Frage der Zeit ist.

Zeit verschleift, würde binnen absehbarer Zeit in die Reihe der Mächte weichen Kluges hinaufsteigen. Wir hoffen, daß unser deutsches Volk sich den ersten Erwägungen, welche die leitenden und verantwortlichen Kreise zu einem abermaligen Appell an den Patriotismus und die unermüdete Opferwilligkeit des Vaterlandes bestimmen, nicht verziehen wird, sondern daß es die unumgänglich notwendigen Forderungen der Regierung nach reiflicher Prüfung annimmt, zumal ja aus den offiziellen Auslassungen hervorgeht, daß die Durchführung des neuen Flottenplanes sich ohne Auflegung neuer Steuern ermöglichen lasse. Hierbei Bedenken, die von der demokratischen Presse bereits kleinlaut erhoben werden und, darauf wir in der nächsten Nummer der „Allg. Ztg.“ noch kurz zurückkommen werden, z. B. einen Schein von Berechnungen haben, spricht absolut keine Rolle und sind im Entferntesten nicht hochhaltig, wo es sich wie im vorliegenden Falle um die Ehre, Sicherheit und Zukunft unseres großen gemeinsamen Vaterlandes handelt!

Zu dem oben mitgetheilten hochhoffigen Artikel der „Nord. Allg. Ztg.“ wird einigen Berliner Blättern geschrieben, daß es sich dabei um eine programmatische Kundgebung handele, mit der der Bundesrath in seiner Gesamtheit noch keine Gelegenheit gehabt habe, sich zu identifizieren.

Es müßte sogar bemerkt werden, daß der Reichskanzler, wenn er aus vorläufiger die Tendenz des Artikels durchaus billigt, mit der Veröffentlichung desselben einverstanden ist, da damit die Freiheit der Entscheidung des Bundesraths beeinträchtigt erweise. Nach am Sonnabend Abend habe sich eine maßgebende Persönlichkeit in der Reichsregierung dahin ausgesprochen, daß eine Marinereform für die Winterferien des Reichstages noch nicht in Betracht komme. Da man sich indes auf allen Seiten der Ueberzeugung nicht verschließen könne, daß im Flottenbau ein beschleunigtes Tempo einzuschlagen und auch der Goldbestand der Schiffe erheblich vergrößert werden müsse, damit Deutschland zu der erforderlichen Beschleunigung gelangen, so habe man wohl in dieser Art des Vorgehens keine Quelle zu weitergehenden Differenzen unter den verbündeten Regierungen zu erlösen.

Auch wenn, was wir bezweifeln, diese Darstellung richtig ist, würden sich etwa vorhandene Differenzen nur auf den Zeitpunkt der Veröffentlichung, nicht aber auf den Inhalt des neuen Flottenprogramms beziehen. Hierbei herrscht an den wichtigsten Stellen Einigkeit, gleichwohl, wenn die neue Maßnahme kommt. Man sollte doch in einer so eminent wichtigen Angelegenheit, die das Wohl des ganzen Reiches berührt, sich nicht von vornherein wieder ankündigen, allerbald kleinliche Nadeln in den Vorbergrund zu schieben, die nur geeignet sind, die Klarheit der Situation zu verwischen. Das sind antinationale Experimente, mit denen die Mehrheit des deutschen Volkes nichts zu thun haben will. Das deutsche Volk wird dem neuen, in der obigen offiziellen Kundgebung mit erscheidender Präzision entworfenen Flottenprogramm mit Freude, ja mit Begeisterung zustimmen!

Deutsches Reich.

Halle a. S., 30. Oktober.

Der Kaiser hat am Sonnabend Vormittag bereits in früher Stunde die Siegesallee aufgesucht, um von den Spuren eines rohen Vandalismus sich durch den Augenblick zu überzeugen. Er war erst 8 Uhr, als der Kaiser an den bescheidenen Gruppen vorfiel. Anwesend waren u. A. der Reichspräsident v. Bülow, sowie der Thiergarten-Direktor Geitner. Der Kaiser verließ den Wagen und sah an der Gruppe Albrechts des Ähren die dort zwischen Rank und Geste verwickelte aufgestellte Stadelbrach-Lungener, deren ungenügender Eindruck jetzt ein wieder durch den graugrünen Anstrich gemildert ist. — Um die Ergreifung der Urheber der Verwüstungen an den Denkmälern zu fördern, hat ein Herr Gentel dem Magistrat noch weitere 500 Mark für den Centralemittel angeboten. — Der Kaiser hat sich jetzt endlich dahin entschieden, daß auch die am Anfang verfallenen Baumwerke in der Sieges-Allee nicht erneuert, sondern lediglich ergänzt werden sollen. Wie wir erfahren, hat der Kaiser dabei die Auffassung, daß die ergänzten Wägen gerade in dieser Form als ein „Denkmal des Vandalismus“ stehen bleiben sollen. — Von 9 Uhr ab hörte Se. Majestät im königl. Schloß den Vortrag des Chefs des Militärkabinetts, um 11 Uhr empfing er den tüchtigen Reichsathleten Tempik Pascha, der sich eines Austrages des Sultans zu entledigen hatte, um 11 1/2 Uhr den Unterstaatssekretär Lohmann, um 12 Uhr den Hofmarschall Prinz, um 1 Uhr den Fürsten Pleh. Am Sonntag Abend wollte der Kaiser bei der Verheilung der Truppe der französischen Schauspielerin Mme. Desjardins bei. Man merkt darüber: Mme. Desjardins hatte mit ihrer Truppe am Sonnabend ihren Einzug in das königl. Schauspielhaus gehalten, wo sie auf Einladung des deutschen Kaisers an zwei Abenden als Gast weit. Die nicht zu verkennende künstlerische politische Bedeutung dieses Geschehens im königl. Schauspielhaus, was allgemein mit Genugthuung betrachtet. Nachdem der Kaiser am Sonnabend, um „Madame Sans-Gene“ in Szene ging, an dem Besuche des Kaisers verhindert gewesen war, wollte er der Verheilung gleich wieder nicht mehr Gemahlin bei. Der Kaiser trug Kaiserin, indem ihm bei der französischen Kaiserin, mit dem sich seine Majestät lebhaft interessiert. Auch an diesem Abend wurde „Madame Sans-



[Nachdruck verboten.]

Des Schlossherrn Vermächtniß.

Roman von Mary Cecil Gay (Martham Howard).

25) Autorisirte Uebersetzung von Eduard von Loewen.

„Scot, Scot, sprich nicht so von solch einem Sünder; es ist und bleibt die schwerste Schuld, weil sie nicht bereut werden kann.“

„Allerdings nicht,“ gab er ruhig zu, „aber was sind wir, Tante Michal, daß wir einen Unglücklichen richten sollten? Wer weiß auch, welcher Versuchung er erlegen ist? Morgen Abend soll er begraben werden, und ich habe die Absicht, dem Begräbniß beizuwohnen.“

„Du! — Nun natürlich, man braucht sich bei Dir über nichts mehr zu wundern; es wäre auch wohl unnütz, zu fragen, was dieser Unglückliche Dich angeht?“

„Nichts, so viel ich weiß, ich thue es des Knaben wegen.“

Nach dieser einfachen Entgegnung entstand zwischen den Beiden ein längeres Schweigen, während dessen sich die kleine gute Dame vergeblich mit den Fragen abzufinden suchte, warum ihr Nefse einem Selbstmörder die letzte Ehre erweisen wolle, und ob sie nicht schon genug zu leiden habe, bis sie endlich ihrem Herzen durch Worte Luft machte.

„Thue, was Du nicht lassen kannst, mein Lieber; ich dünke aber, Du hättest genug Noth mit Deinen eigenen Angelegenheiten, ohne Dich noch um die von Anderen zu kümmern. Wie war es doch früher so ganz anders, da Du noch keine Sorgen, keine Schulden, kein Unglück kanntest.“

„Horch! Dieser erfrischende Wind draußen!“ lenkte Scot ab, indem er sich erhob und das eine Fenster öffnete.

Seine Tante lächelte spöttisch, stellte sich aber an seine Seite.

„Seltsam wäre es doch, daran Vergnügen zu finden, wenn einem das Haus über dem Kopfe umgeweht würde.“

„Liath!“ rief Scot, als unter dem Fenster Fußtritte hörbar wurden. „Ich glaubte, Du warest oben bei dem Knaben.“

„Ich ging nur noch einmal hinunter nach der Scheuer, um nach dem Rechten zu sehen; Sie wissen doch, daß sich dieser Franzose seit gestern wieder in der Nachbarschaft aufhält?“

„Was mag Sourdet wohl veranlaßt haben, Scot,“ murmelte Tante Michal — „Dir diesen Brief von dem Geldverleiher schreiben zu lassen?“

„Mich so arm zu machen daß mir seiner Ansicht nach kein anderer Ausweg bleibt, als Bradford zu beauftragen, ihm das angebliche Geheimniß abzukaufen.“

„Wenn daselbe nun aber doch Wichtiges enthielte, und er Dich dazu immer weiter verfolgte, sofern Du es ihm nicht abkaufst?“

„Früher oder später,“ antwortete der junge Mann gelassen, „wird seine Geduld wohl zu Ende gehen.“

25. Kapitel.

Fräulein von Windisch befand sich in ihrem Wohnzimmer bei einer ihr höchst ungenohnten Arbeit, über welche sie, wenn sie nicht in dieselbe so vertieft gewesen wäre, gewiß selbst hätte

lachen müssen; sie erzählte nämlich dem kleinen Zuhörer, der mit weit aufgerissenen Augen vor ihr stand, das Märchen von Hänsel und Gretel.

„So, das ist Alles,“ schloß sie mit ihrer Lieblingsphrase, „Haben Hans und Grete die alte Hexe wirklich verbrannt, und ist sie jetzt im Himmel?“

Die gute kleine Dame wußte nicht, was sie hierauf antworten sollte; sie versiegelte daher den zierlichen fragenden Mund mit einem zärtlichen Kusse und bemerkte, da sie eben Scots nahe Schritte hörte: „Nun müssen wir aber flink an den Thee denken und dann an das Zubettgehen von gewissen kleinen Leuten — —“

Hier brach sie ab, denn sie hatte keinen Zuhörer mehr; Willy war längst Scot entgegengelassen, und bald erschien dieser mit dem Kinde auf der Schulter im Zimmer.

„Nun, Scot, willst Du denn diesen Abend nicht zum Ball bei Barings?“

„Nur wenn ich als Dein Tänzer hingehen müßte.“

„Albern!“ murmelte sie, die Theedose schließend. „Seh aber doch um des Himmelswillen das Kind auf die Erde und ruhe Dich aus; Du siehst ja aus wie ein Finanzminister, auf dem die ganze Staatsschuld lastet.“

„Der Bengel sieht aber wirklich schon ganz anders hier aus, nicht wahr, Tante?“ rief der junge Mann, seinen Schützling liebevoll, während jene sich abwandte und den festen Voratz faßte, nie wieder sich um ihres Neffen Wohl und Wehe zu ängstigen.

Nachdem das einfache Abendbrod beendet war, zog Willy seinen Stuhl dicht neben den von Scot, und Fräulein Michal, die eben das Zimmer verließ, um nach einem kranken Fuhr zu sehen, bemerkte heimliche Thränen in den Augen des Kindes.

„Zimmer, sobald der Abend kommt,“ murmelte sie unterwegs, „bricht bei ihm die Sehnsucht nach seinem Vater durch; dieser böse Mensch ist gar nicht werth, daß sich das Kind so nach ihm sehnt, und doch kann man es ihm nicht sagen, daß derselbe so schlecht gewesen.“

Unter solchen und ähnlichen Gedanken gab sie dem Thiere eine Dosis ein und hielt dann mit Liath ein weilläufiges Zwiegespräch über die jüngst dem Ei entschlüpften Küken, die augenblicklich ihrer besonderen Pflege bedurften; als sie dann später wieder das Wohnzimmer betrat, fand sie Scot schreibend.

„Ein Geschäftsbrief, Scot?“ fragte sie, nachdem dieser den Umschlag geschlossen. „Du scheinst sehr froh, ihn von der Seele los zu sein.“

„Das wohl nicht,“ entgegnete er, eine Postmarke aufklebend, „Bradford muß mein erstes Schreiben nicht erhalten haben; dieses hier wird hoffentlich sein Ziel nicht verfehlen.“

„Ja, ich habe mich täglich gewundert, daß Du nicht telegraphirt hast; er hat gewiß keine Ahnung, daß wir hier die ganze Zeit so unliebsame Einquartirung zu bekötigen gehabt haben.“

„Jetzt habe ich ihm noch einmal Alles deutlich klar gelegt,“ versetzte er, sich erhebend und mit dem Kleinen so freundlich scherzend, daß dieser aufjauchzte.

„Nun lieber Willy, sag' gute Nacht,“ mischte sich Tante Michal bestimmt ein, „es ist die höchste Zeit für solch einen kleinen Burschen, wie Du bist.“

Der Knabe gehorchte sofort; als sie jedoch an der Thür waren, schlug er leidenschaftlich seine Arme um ihren Hals und bat: „Laß mich hier bleiben, ich fürchte mich so!“

„Aber es ist schon 11 Uhr,“ sagte die Tante, Scot sehend sich ansehend.

„Das schadet nichts,“ entgegnete ihr Nefse auf Französisch, „laß ihn aufbleiben; wenn wir von seiner Furcht keine Notiz nehmen, wird er sie am ersten überwinden.“

In diesem Augenblick brachte Liath ein Billet, und Tante Michal ließ vor Schreck die wieder aufgenommene Arbeit fallen, indem sie verzweiflungsvoll nach der Uhr sah.

„Mitternacht, Scot; Du wirst doch jetzt nicht mehr und bei solchem Sturme nach Comely Place wollen?“

Ungeduldet ihres Aergers — denn Scot hatte, ohne ein weiteres Wort der Entgegnung, auch Furcht, den kleinen Willy in Thränen ausbrechen zu sehen, das Zimmer verlassen und besand sich längst draußen in der stürmischen, dunklen Nacht — saß sie noch lange still und unschlüssig da, ob es nicht ihre Pflicht sei, das Kind zu Bett zu bringen. Plötzlich fiel Tante Michal wieder das fränke Huhn ein, sie erhob sich eilends, fand aber die Küchentür verschlossen. Natürlich hatte der Exekutor den Schlüssel wieder einmal in die Tasche gesteckt; als sie nun aber in das Wohnzimmer zurückkehrte, fand sie daselbe leer.

Ihre erste, richtige Vermuthung war, daß Willy ihrem Nefsen nachgelaufen sei; so rief sie laut nach Liath, den sie auf seiner Bodenkammer wähnte; derselbe erschien aber auf ihr Rufen auf der Küschenschwelle.

„Ist er noch nicht zu Bett, wo ist Willy?“

„Ich glaubte, der läge lange im Schlafe.“

„Stecken Sie Ihre Laterne an, Liath, und machen Sie sich schnell auf den Weg; das Kind ist sicher ihrem Herrn nachgelaufen, und ich werde das Haus abjuden. O, mein Gott, mein Gott!“ schluchzte sie, während der Knecht, wie ihm geheißen, verschwand und rief überall den Kleinen beim Namen. Plötzlich hörte sie Mariens Stimme aus dem oberen Stockwerk.

„O, kommen Sie rasch herauf, gnädiges Fräulein!“

Hinaufstürzen — mehrere Treppentufen auf einmal — war ein Moment!

Welch' ein Anblick aber bot sich ihren Augen! Ein helles, rothes Flammenmeer, welches, von dem herrschenden Sturme gepeitscht, seine feurigen Wellen gerade auf das bebrängte Wohnhaus zwängte! Die Scheunen der Green Bits standen in Flammen. Gleich darauf befand sich die ganze Farm im Aufruhr; selbst der Exekutor ließ bei diesem unerwarteten Schrecken seine Pfeife fallen und suchte das Freie zu gewinnen. Ehe er jedoch noch die Hofthür erreicht hatte, rief ihm die kleine Dame mit merkwürdig rasch wiedererlangter Selbstbeherrschung zu: „Wenn Sie ein menschliches Herz besitzen, eilen Sie hinaus und retten uns vor dem Untergange! Helfen Sie, Sie sind kräftig! Es thut mir leid, daß ich bis jetzt nicht mit Ihnen gesprochen habe, Sie werden mir das nicht nachtragen und uns deshalb ihre Hilfe versagen. Verhindern Sie, daß mein Nefse zu tollkühn ist. O, sehen Sie, wie der Wind die Flammen auf uns zutreibt!“

Die Antwort, welche der Mann gab, war Fräulein von Windisch nicht ganz verständlich; sie dankte ihm aber gerührt, während er davoneilte, und sie von dem grell erleuchteten Hausflur aus angstvoll die auf den Green Bits entseffelten Elemente beobachtete. —

Am selben Abend kehrte Philipp Sourdet, den Geschäfte länger, als er beabsichtigt, in Minton aufgehalten, zu ziemlich später Stunde nach seinem Logis bei Kingswood zurück; es war stockfinster, auch nahm der Sturm mit jeder Minute an Festigkeit zu, sodasß der Franzose öfter gezwungen war, Halt zu machen, um Athem zu schöpfen, oder auch wohl eine höchst umständliche Jagd auf seinen ihm geraubten Hut zu unternehmen.

„Abscheulich finstere Nacht das!“ murkte er im Selbstgespräch, „ich glaube gar, ich bin in die Nähe des Flusses gerathen. Richtig — hier ist die hölzerne Brücke in der Nähe des Birkenhofes, dem Lichte von dort nach zu urtheilen. Ich höre sogar Musik — zum Teufel mit ihm; er ist nicht müde zu machen; wir müssen noch ein Radikalmittel anwenden! Also Musik treiben wir noch, Herr von Montton? Bald sollen Sie auf einem anderen Horn blasen, verlassen Sie sich darauf!“

„Dieser vermaledeite Sturm,“ fuhr er nach einer Weile fort, „wird mich noch gegen die Mauern des alten Eulennestes werfen; diable, man kann nicht das Stehen behalten! Welch ein Thor, dieser Mensch, in solch einem schauerlichen Windloche zu wohnen, anstatt auf dem schönen Schlosse —“

Er sollte den Satz nicht vollenden, denn er ward in diesem Augenblick von dem Winde gefaßt und nicht gerade sanft gegen eine der Scheunenmauern der Green Bits geschleudert.

„Verdammtes Pech! Ich thäte am besten, den Löwen noch einmal in seiner Höhle aufzusuchen; vielleicht, daß der Einfaltspinsel zur Bestimmung gelangt, wenn er hört, daß sein Untergang beschlossene Sache ist, aber ich dachte wirklich nicht, daß er auch in solcher Nacht, wie in jener, wo unsere Pläne vereitelt wurden, umherspüren würde. So ist es besser, hier zu warten und ihn zu beobachten, ich werde doch in der Scheune ein geschütztes Plätzchen finden.“

Nach diesem Entschlusse tastete Monsieur Sourdet mit den Händen an der Mauer entlang, um das Thor zu finden, das auch schließlich seinen kräftigem Angriff nachgab.

„Nun, immerhin ist es hier gemüthlicher, als draußen in dem Sturm,“ nahm er den Faden seines Selbstgesprächs wieder auf, nachdem er die Thür verrammelt und vergeblich nach seiner Streichholzschachtel gesucht hatte, „wenn ich mich nur auf den Heuboden hinauffinden könnte, wollte ich mich schon ganz gemüthlich hier bis zum Tagesanbruch einrichten.“

Wirklich entdeckte er eine Leiter und gelangte mit deren Hilfe in den oberen Raum, wo er, so gut es anging, sich von den Heubündeln ein Lager herrichtete und bald infolge des anstrengenden Marsches in einen tiefen Schlaf verfiel, während draußen der Sturm mit gleicher Festigkeit weiter tobte, bis plötzlich das Gesicht des Schlafenden grell von einem rothen Feuerchein beleuchtet ward. Entsetzt schlug er die Augen auf und erkannte zu seinem Entsetzen, daß Alles um ihn her in hellen Flammen stand!

26. Kapitel.

Schon manchen Abend hatte Anna Wakeley von ihrer Gütenthür aus das Schauspiel des Sonnenunterganges beobachtet, aber heute stand sie am Fenster, das geisterbleiche Gesicht dem gerötheten Westhimmel zugewandt, wo hoch aus den Scheunen der Green Bits die Flammen zum Firmament emporloderten.

Das Kaminfeuer war bereits seit mehreren Stunden erloschen, trotzdem saß ihr Mann harinädig neben demselben mit seiner Pfeife und einem schmutzigen Zeitungsblatt in der Hand; er las indeß keineswegs — sie konnte das wohl bemerken —, in seinen Augen spielte eine solche Ruhelosigkeit, daß er sie nicht eine Sekunde auf dieselbe Stelle haften konnte.

(Fortsetzung folgt.)



Wanderungen durch Bosnien.

Reisebriefe von Hermann Anton Luedike.

Das waren wieder so anheimelnd gemüthliche Stunden, wie die im herrlichen, bergumschützten Kronstadt, jene im faun der Civilisation erschlossenen Sarajeon. Wie dort, so auch hier Güte und Liebe und Hilfe und Interesse, ja, was noch weit mehr war, ein trautes, behagliches Heim und seelenwarme Plauderstunden mit den freundlichen Pastorsleuten und dem engeren Kreise ihrer Bekannten, Stunden, die mir so frisch in der Erinnerung sind, als hätte ich sie erst soeben durchlebt und lägen nicht vier Monate dazwischen, vier ernste, schwere Monate, die ich zu zwei Dritttheilen schwer krank zugebracht habe und in denen ich, heimathfern, die Liebsten und Theuersten, die es auf Erden für uns Menschentinder giebt, die heißgeliebten Eltern, kurz hintereinander beide verlieren mußte. Nun ist mir auch die Heimath, des Menschen Trautes, verloren gegangen und wenn ich einmal ins liebe Vaterland zurückkehre, so ist Alles so ganz anders geworden und statt treuer Güte, lieber Augen und herzlicher Worte begrüßt mich kalte, unbekante Fremde. Da ist es natürlich doppelt verständlich, daß ich mit besonderer Behnuth an die mir auf meinen Reisen zu Theil gewordene Liebe und Freundlichkeit zurückdenke, mit besonderer Behnuth, aber zugleich auch mit besonders warmer und herzlicher Dankbarkeit.

In bosnisch Brod verließ ich den Sitzzug, der mich in neunstündiger Fahrt von der serbischen Hauptstadt gebracht hatte, Nachts um 1 Uhr, eine Zeit, deren Wohlthat sich besonders angenehm fühlbar macht, wenn der Anschlußzug nach faun vier Stunden weiterfährt und man somit unmöglich ein Hotel auffuchen kann. Ich blieb also im Wartesaale des wundervoll im reinsten maurischen Stil aufgeführten mächtigen Bahnhofgebäudes und suchte meinen Geist durch einige Notizen und die gewöhnliche Zahl von Ansichtskarten, deren Inhalt ich mit besonderer Sorgfalt anfertigte, meinen Körper durch Thee und sonstige Stärkungen wach zu erhalten. Zwei Stunden mochten so etwa vergangen sein, als der Schlaf mich doch übermannte. So bequem sich dies anstellen ließ, suchte ich also meine Nachtruhe zu gestalten und fand auch Schlaf, bis andere Reisende eintrafen. Wieder eine Magenstärkung und dann, nach den nöthigen Paß- und Billet-Erledigungen, hieß es einsteigen. Die bosnisch-herzegovinische Bahn ist eine einpurige und darum sind ihre Wagen klein und zierlich, aber zugleich auch behaglich; ich theilte ein Abtheil mit glücklicherweise nur noch einem Mitreisenden und so thaten wir Beide zunächst das Geheidieste, was wir zu so früher Stunde thun konnten: wir streckten uns Beide lang aus und holten den versäumten Schlaf wenigstens in einem kleinen Bruchtheile wieder nach, bis uns lichter Sonnenstrahl weckte. Die Gegend, die wir durchfuhren, war noch uninteressant, bald flach, bald hügelig, nur durch größere und kleinere Dörfer oder Städtchen oder auch ganz vereinzelte hier und dort aus Gestrüpp und Unterholz hervorragende Gehäfte unterbrochen. Allüberall aber zeigten sich noch gut erhalten die Ueberreste der einstigen Herren des Landes, der Türken, sei es in Gestalt gewölbter Moscheen mit daneben sich erhebenden spigen Minarets oder in halb zerfallenen und vom Kriege vernichteten stattlichen Burgen und Befestigungen. Bis „Zepce“ hatte ich mein Billet genommen, weil wir dort gerade zu einer Stunde eintrafen, die meinem Fuhrmarsch nach Zenitza, den ich mir für diesen Tag zur Aufgabe gesetzt hatte, günstig lag. Mein freundlicher Reisegefährte ließ mich an seinen reichlichen mitgebrachten Speiseschätzen zum Frühstück theilnehmen und wir unterhielten uns angeregt über Ungarn und speziell über Bukarest, woher er stammte und dem ich eine liebe Erinnerung bewahre.

Mit einem freundlichen „Behüt Sie Gott“ wünschte er mir glückliche Reise, als ich endlich in Zepce den Zug verließ. Ueber mir stahlblauen, lachenden Himmel und lustiges Vögelsingen, um mich die jungewachte, frischgrüne, kräftige Natur, neben mir die smaragdgrünen, lustig sprudelnden Wellen der Bosna, über der sich ansehnliche Höhen aufbauten, aus deren Waldbeständen heraus das friedlich stille Glockenläuten der Ziegenherden tönte, vor mir einen der besten und wohlgepflegtesten Wege von allen, die ich bislang betreten, so begann ich meine Wanderung, stillbegeistert über den mich umgebenden heiligen Frieden! Wirklich, das war eine Pracht, wie ich sie bisher noch nirgends gefunden, ein Bild romantisch und lieblich zugleich, und ich bedauerte nur immer und immer wieder, daß ich so gar kein Talent zum Zeichnen habe, um

diesen oder jenen der zahlreichen wunderbaren Punkte für immer festhalten zu können. Die Künstler unserer Zeiten malen so unendlich viele Bilder, vor denen man sich den Kopf zerbrechen könnte, was sie vorstellen sollen. Ich möchte doch einmal einer von ihnen eine Fuhrtour durch Bosnien und die Herzegovina machen; wie viel köstlichen, reinen Stoff fände er dort, der die Mühe reichlich lohnen würde. Zwischen jungem, frischem Grün auf fruchtbaren Feldern und neugebornen, wunderlieben Frühlingsblüthen wanderte ich dahin in einem Thalkeffel, der sich mitunter so eng zusammenschob, daß das Auge glaubte, weder vor- noch rückwärts zeige sich ein weiterer Weg und nur eben gerade Raum blieb für die dicht am Bergende sich hinziehende Bahn, die lustige Bosna und die auf der anderen Seite wiederum sich an den Berg anlehrende Landschaft. Was die österreichisch-ungarische Regierung in den nunmehr zwanzig Jahren, die seit der Okkupation vergangen sind, für die Kronländer gethan hat, ist ja allbekannt, aber der Erfolg ist auch nicht ausgeblieben, und überall zeigt sich das segensbringende Wirken und der Erfolg der Civilisation. Gerade das Gemisch zwischen dem türkischen Element und dem österreichischen, die romantisch erbaute und gelegene armelige Hütte des mohamedanischen Bosniaken neben dem modernen Gebäude eines Oesterreichers, dessen europäische Kleidung neben dem phantastischen Gewande des Türken und besonders der Türkin, ist es ja, was das Auge so besonders anzieht und ein so außergewöhnlich buntes und interessantes Bild bietet.

Und dann die Straßen? In keinem von allen den vielen Ländern, die ich bereiste, habe ich auch nur annähernd je so vorzüglich angelegte und so wunderbar gepflegte Straßen getroffen, wie gerade in Bosnien und der Herzegovina, oder besser gesagt, im Bereiche der österreichisch-ungarischen Monarchie. Und mit welch feinem Verständnis waltet die Regierung ihres Amtes! Sie schmeichelt dem Sultan, indem sie ungehindert den Mohamedanern die Ausübung ihrer Religion gestattet, sie paßt die Uniform der Truppen dem nationalen Landescharakter an, und begegnet ihren neuen Unterthanen mit Milde und Güte! Aber der Lohn dafür ist auch nicht ausgeblieben und macht sich überall bemerkbar und findet sein bereites Zeugniß im Aufblühen des Landes und der Erweiterung des Handels und dem Wachsen der Städte!

Die langen, schönen Ruhetage, die ich in Belgrad genossen hatte, hatten doch etwas lähmend und erschlaffend auf mich eingewirkt, und in meinen Füßen machte sich bald Müdigkeit unangenehm fühlbar. Drum beschloß ich, zu erforschen, ob und wo sich wohl in der Nähe ein Nachtquartier finden lassen würde. Zu diesem Zwecke betrat ich das Wachtgebäude eines k. k. Gendarmereipostens.

Der gestrenge Herr Wachtmeister, ertheilte mir auch bereitwilligst Auskunft dahin, daß etwa eine gute Stunde von hier entfernt sich ein Ort namens Branduf befinde, wo ich voraussichtlich beim Bahnhofsvorsteher würde übernachten können, da derselbe für Dienstzwecke ein Logirzimmer habe, das er mir gegenüß überlassen würde. Von einer Uebernachtung in einem bosnischen Haus könne aber gar keine Rede sein, denn Unsauberkeit und Ungezieferei schloßen die Möglichkeit völlig aus. Ich dankte ihm für die freundliche Mittheilung, und wir plauderten noch ein ganzes Weilchen gemüthlich über dies und das, bis unsere Unterredung damit endete, daß er mich ganz unvermittelt nach meiner Reise = Legitimation befragte. Sorglos legte ich ihm meinen Paß mit der Anzahl von Visa vor, den ich mir speziell für Bosnien in Belgrad auf Anrathen unseres überaus gütigen und wohlwollenden Gesandten, Herrn Baron von Märker-Gotter, nicht nur vom k. k. österreichisch-ungarischen Generalkonsulate, sondern noch von der k. k. Gesandtschaft hatte visiren lassen, eine Thatfache, die den die Visitation auf dem Bahnhofe in Brod vornehmenden Polizei-Offizier bewog, mich mit der größten Zuvoorkommenheit zu behandeln. Allein, die Gesandtschaft wirft und — der Herr k. k. Gendarmereiposten beanstandet das Visum, weil eben nur die Gesandtschaft und das Generalkonsulat es ausgestellt haben und nicht der Herr Polizei-Offizier in Brod. Ich habe ihn natürlich ausgelacht, wie es an meiner Stelle wohl Jeder gethan haben würde und wie es z. B. späterhin in Mostar der Herr Kreisvorsteher, Baron v. Büttner, that, als das Gespräch die Erwähnung dieses Vorfalles mit sich brachte; aber als ich meinen Weg fortsetzte, gab er mir doch den guten Rath mit, das Versäumte ja in Zenitza noch nachzuholen, denn sonst könnte ich leicht weitere Unannehmlichkeiten haben. Freilich, die Herren Gendarmen in den k. k. Ländern sind überaus zahlreich und „sollen“ sehr scharf sein! Ich kann darüber nicht

urtheilen. — mir haben sie nie nicht nur nichts gekhan, sondern mich im Gegentheil auf jede Weise freundlich unterstützt, wenn irgend ich ihrer Dienste benötigte. — In einer einfachen, tragen Föhre ging's über die Bosna hinüber, und ich wanderte nunmehr auf dem Bahnkörper weiter, Brandst. zu, wo ich eine gute Nachtruhe finden sollte.
(Fortsetzung folgt.)

Allerlei.

Wenn Könige infognito reisen. Ein nettes Geschichtchen wird wieder einmal von dem König der Belgier erzählt. Seine Majestät befand sich vor Kurzem auf einer seiner beliebten Infognito-reisen, als es ihm plötzlich einfiel, den königlichen Extrazug telegraphisch nach einer vom Hauptverkehr abgelegenen kleinen Station zu beistellen. Als er zu der von ihm festgesetzten kleinen Station zu dem Städtchens erschien und sich zu seinem schon für ihn bereitstehenden Zuge begeben wollte, verirrte ihm der in großer Aufregung ob des ungewöhnlichen Ereignisses befindliche Stationsvorsteher den Weg und sagte mit der Miene eines sich seiner Wichtigkeit bewußten Beamten: „Bardon, Monsieur, es geht vor zwei Stunden kein Zug von hier fort und Niemand darf den Perron betreten, bis Se. Majestät der König abgereist ist.“ Als Leopold II. bemerkte, daß er nicht erkannt werde, beschloß er, sich ein wenig zu amüsiren. Indem er sich den Anschein gab, als sei er in hohem Maße aufgebracht über die Zurückweisung, versuchte er, sich an dem wohlbeliebten Stationsvorsteher vorbeizudrängen. „Gehen Sie aus dem Wege!“ schrie er den in Wuth gerathenen Beamten an. „Ich sehe doch, daß dort ein zum Abgang bereiter Zug wartet und Jretwegen werde ich ihn nicht verpassen!“ meinte der König. Der forpulente Vorsteher rißte sich nicht von der Stelle. „Mit dem Zuge können Sie nicht fahren, Herr, das ist der königliche Train und wartet auf Se. Majestät, die jeden Augenblick hier sein wird“, schmaubte er. „Das ist mir ganz egal, und wenn es der Jar wäre!“ rief der verlornte Monarch. „Ich werde mit jenem Zuge dieses Nest verlassen, darauf können Sie Gilt nehmen, mein Lieber!“ Das war dem Chef der Station denn doch zu viel. Er packte den Fremden am Arm und donnernte ihn an: „Herr, hier habe ich allein zu befehlen und wenn Sie nicht sofort Ihrer Wege gehen, werde ich Sie mit Gewalt entfernen lassen!“ König Leopold weigerte sich energisch, und schon wollte der entrüstete Beamte seine Drohung wahr machen, als Graf d'Autremont auf der Scene erschien und den jetzt in herzliches Lachen ausbrechenden König mit „Guere Majestät“ anredete. Das Entsetzen des armen Stationsvorstehers war unbeschreiblich. Nur stammelnd vermochte er seine Entschuldigungen herbeizubringen. Der König aber schüttelte ihm lächelnd die Hand und meinte: „Lassen Sie es gut sein, Sie haben mir jedenfalls einen Beweis Ihres strengen Pflichterfüllens gegeben.“

Die Ohrfeigen im Theater. Anlässlich des Prozesses zwischen zwei Pariser „Sternen“, die sich hinter den Koulissen eines Theaters gebohrigt hatten, veröffentlicht der „Figaro“ einen interessanten Artikel, in welchem er an eine ähnliche, aber noch weit amüsantere Szene erinnert, die sich vor einiger Zeit zwischen zwei bekannten Pariser Schauspielern abgespielt hat. Die beiden Schauspieler konnten sich aus irgend einem Grunde gegenseitig nicht leiden. Eines Abends gab einer von ihnen mitten im dritten Akt eines Dramas seinem Kollegen eine furchtbare Ohrfeige, die der Kollege sofort zurückgab. Das Publikum klatschte Beifall wie toll; es hielt die Ohrfeige für einen integrierenden Bestandteil des Dramas und war von dem Naturalismus, mit welchem die beiden Künstler sich die Wadenstreiche applizierten, hingerissen. Noch nie hatten die Beiden so vortrefflich gespielt. Die beiden Ohrfeigen schienen allerdings nicht in die Szene hineinzuweisen; aber im Theater spielt die Logik nur selten eine große Rolle und das Publikum kümmert sich meist nur um die Darstellung. So viel steht fest, daß das Drama, welches bis dahin keinen nennenswerthen Erfolg gehabt hatte, an jenem Abend stürmisch bejubelt wurde. Als am nächsten Abend an derselben Stelle die Künstler, die sich inzwischen beruhigt hatten, nicht mehr daran dachten, sich gegenseitig Ohrfeigen zu applizieren, entstand im Publikum ein Höllenlärm. Die Zuschauer waren überzeugt, daß man die Szene zusammengestrichen hatte, und von allen Seiten schrie man: „Die Ohrfeigen! Die Ohrfeigen!“ Die Schauspieler mußten nachgeben — im Interesse des Dramas. Sie spielten also wieder ihre realistische Ohrfeigenszene und der Erfolg war wieder riesengroß. Das Drama war jetzt lancirt. Es erlebte mehr als 100 Aufführungen und die beiden Schauspieler, die den Erfolg gemacht und die sich inzwischen längst wieder veröhnt hatten, erhielten von ihrem Direktor eine hübsche Gehaltszulage.

Das „Bürgerliche Gesetzbuch“ in Ansichtskarten. In einem Berliner Verlage ist eine Serie sehr lustiger Ansichtskarten zum Bürgerlichen Gesetzbuch erschienen. Ueber das „Bürgerliche Gesetzbuch“ sind ja die „Ansichten“ sehr verschieden; der Verfasser der gereimten „eipiele zu einzelnen Paragrafen des neuen Buches, das den geplagten Juristen schon so viel Kopfschmerzen bereitet hat, faßt die ernsthafte Sache am humoristischen Ende an. So lautet z. B. der § 766 ganz würdig und gemeinverständlich:

„Zur Gültigkeit des Bürgschaftsvertrages ist die schriftliche Ertheilung der Bürgschaftserklärung erforderlich.“
Für diesen ernsthaften Paragrafen erfinnt nun der Schalk das folgende Beispiel, das Schillers wohlbekannter „Bürgschaft“ eine ganz neue Wendung giebt:

Von Schiller wird es falsch erzählt,
Ganz anders war die Sache:
Als Damon nicht zurückgekehrt,
Sann Dionys auf Rache:

„Jetzt bringt mir mal den Andern her,
Den sogenannten Bürgen,
Den will ich, da die Frist verstrich,
Wie es mein Recht, erwürgen.“

Der Bürge sprach: „Nichts Schriftliches
Hab' ich, Tyrann, gegeben,
Die Mündlichkeit genügt hier nicht,
Und deshalb bleib' ich leben.“

Drauf Dionys: „Was sagt man bloß
Zu solchem Gaunerpaare!
Das nächste Mal, verlaßt Euch drauf,
Mach' ich das beim Notare!“

Man sieht, für antile Tyrannen hat das Neue Bürgerliche Gesetzbuch sein Unangenehmes. Freilich, diese Herren erleben es ja nicht mehr, und hätten sie es erlebt — na, so hätten sie sich eben den Teufel darum gekümmert —. Wofür waren sie denn sonst schließlich „Tyrannen“?!

Vom Büchertisch.

— Beim Eintritt in ihren sechsundzwanzigsten Jahrgang veröffentlicht die **Deutsche Rundschau** in ihrem Oktoberheft einen Rückblick auf die Tage, in die vor fünfundsiebzig Jahren ihre Begründung fiel und sie beweist durch die Beiträge, die sie im ersten Heft ihres neuen Jahrganges veröffentlicht, daß sie das erfüllt hat, was sie einst versprochen und auch fernerhin an der Spitze der deutschen Monatschriften ihren Platz fest behaupten und einen sicheren Ort deutscher Wissenschaft und deutscher Dichtung abgeben wird. Mit einer neuen Erzählung *Die Reisegefährten* von der Meiterin unserer Dichterrinnen: Marie von Ebner-Eschenbach weicht sie den Jahrgang ein und läßt danach noch eine feinsinnige „Episode aus einem Roman“ Kalliope von Rudolf Lindau folgen; aus dem Nachlaß von Emanuel Geibel veröffentlicht sie eine Reihe von Aphorismen, von Paul Henke bringt sie das erste Kapitel seiner Jugenderinnerungen, eine umfassende Darstellung der indischen Literatur von H. Oldenberg beginnt sie mit einem Aufsatz über die Poesie des Veda. Noch zwei weitere ihrer angesehensten und treuesten Mitarbeiter haben es sich nicht nehmen lassen, ihr für dieses erste Heft im zweiten Vierteljahrhundert ihres Bestehens Beiträge zu gewähren: F. von Veron duvernois theilt persönliche Erinnerungen an den Krieg von 1866 mit und führt in das Hauptquartier der II. (schlesischen) Armee unter dem Oberbefehl Sr. Königl. Hoheit des Kronprinzen Friedrich Wilhelm, Eduard Jeller giebt eine Abhandlung Ueber Systeme und Systembildung. Von größtem Interesse ist die Veröffentlichung von Briefen, die einen Besuch bei Goethe im Jahre 1808 schildern und Goethes Beziehungen zu Napoleon, Talma u. A. auf das Schärfste beleuchten. Mit kleineren Artikeln, einer politischen Rundschau und einer literarischen Rundschau, in der u. A. Wilhelm Bölsche und J. B. Widmann das Wort ergreifen, schließt das überreiche Heft ab, das einen besonderen Werth noch dadurch erhält, daß es in seinem einleitenden Rückblick durch viele interessante Facsimiles geschmückt ist.

— Wie man uns aus Leipzig meldet, wird das Bibliographische Institut daselbst seine Dienste der kolonialen Sache durch die Herausgabe einer die nationale Politik in auswärtigen und kolonialen Dingen stützenden, dabei vollkommen unabhängigen, maßvoll kritischen Zeitschrift widmen. Bei dem Umstande, daß wir in Deutschland ein Organ von dieser ausgesprochenen Tendenz noch nicht besitzen, während sich das Bedürfnis nach einem solchen gegenüber den sich mehr und mehr ausbreitenden kolonialpolitischen Fragen mit jedem Tage fühlbarer macht, eröffnet das neue Unternehmen den Freunden und Anhängern der sich immer kräftiger entwickelnden Bewegung jedenfalls nur willkommenen Perspektiven. Die Verlagsleitung beabsichtigt, die **„Koloniale Zeitschrift“**, als deren Herausgeber Dr. Hans Wagner in Berlin-Charlottenburg zeichnet wird, ab Neujahr 1900 vorerst monatlich zweimal (Abonnementpreis 2,50 Mk. vierteljährlich) erscheinen zu lassen, und sie wird dafür Sorge tragen, daß das neue Organ, seiner Bestimmung entsprechend, vor Allem auch bei unieren an den zu verfolgenden Interessen in erster Linie beteiligten deutschen Landesleute im überreichen Auslande nachhaltige Verbreitung findet. — Interessenten sieben von Mitte November ab Exemplare der illustrierten Probe-Nummer kostenfrei zur Verfügung.

